

Sie hatte das dringende Bedürfnis, sich nach den langen Tagen auf dem harten Kutschbock wieder zu bewegen. Die Stadt bot eine gute Gelegenheit, sich nach Ware umzusehen. Sie lehnte Eli Abramows Angebot ab, sie zu begleiten, hängte sich eine Leinentasche um, in der sie ihre Goldpuppe verbarg, vergewisserte sich, dass die Pistole im Rock geladen war, und machte sich zum Stadtzentrum auf. Vor einem stattlichen Gebäude sah sie französische Soldaten Gegenstände aus einem vollgepackten Wagen laden, und sie eilte hinzu.

Sie achtete nicht auf die Pfiffe und Rufe, die ihr galten, denn auf einmal fiel ihr Blick auf einen Ballen Stoff. Es war wunderschönes rostrotes Leinen mit kleinen gelben Blümchen. Augenblicklich entstand in ihr der Wunsch, sich daraus ein Kleid zu schneiden. Plötzlich wurde sie sich bewusst, dass sie schon seit Wochen das gleiche Gewand am Leibe trug, mehrfach geflickt, nur notdürftig gewaschen und völlig außer Form geraten.

Sie ignorierte das Jucken am linken Ellenbogen, blickte auf den Stoff, und auf einmal schien nichts wichtiger zu sein, als sich daraus ein Kleid machen zu können.

Sie fasste einen Soldaten am Arm. »Was kostet dieser Stoff?«, fragte sie.

Der Soldat schüttelte sie ab und erwiderte barsch irgendetwas auf Französisch. Wo ist jetzt bloß Matthäus, dachte sie, spricht hier denn niemand Deutsch? Aber so schnell würde man sie nicht loswerden.

Sie trat zu dem Ballen Stoff und machte mit der Hand die Gebärde des Schneidens.

Einige Soldaten lachten, andere wollten sie wegziehen, als vom Eingang des Hauses eine Stimme ertönte. Offensichtlich ein hochrangiger Offizier, denn sofort nahmen die Soldaten militärische Haltung an. Juliane blickte auf und sah zwischen zwei nicht besonders großen Offizieren einen noch kleineren aus dem Haus treten. Er schaute mit amüsiertem Lächeln zu ihr hin und fragte sie etwas auf Französisch.

Hilflos zuckte sie mit den Schultern und antwortete auf Deutsch: »Wieso könnt ihr Franzosen nicht verstehen, dass ich ein neues Kleid brauche!«

Einer der beiden Offiziere beugte sich zu dem kleineren Mann hin und schien ihm ihre Worte zu übersetzen, denn kurz darauf trat er vor sie und forderte einen Soldaten auf, den Stoff auszurollen.

»Wie viel brauchst du für ein Kleid?«, fragte ein Offizier in makellosem Deutsch mit rheinischem Einschlag.

»Fünf Ellen«, sagte sie aufs Geratewohl und sah erstaunt, wie ein Soldat ihr das Gewünschte abmaß.

Sie griff in ihre Leinentasche.

»Wie viel?«, wandte sie sich an den rheinländischen Offizier und verstand nicht, dass alle plötzlich in Lachen ausbrachen.

Der kleine Offizier, den sie bereits als den Vorgesetzten der anderen ausgemacht hatte, verbeugte sich leicht vor ihr, deutete einen Handkuss an und bat seinen Begleiter, etwas zu übersetzen.

»Seine Majestät bittet, den Stoff als Zeichen seiner Dankbarkeit anzunehmen. Wenn schöne Frauen unsere tapferen Soldaten anfeuern, dann ist der Sieg unser.«

Ihr blieb der Mund offen stehen, die Leinentasche fiel zu Boden, und die Puppe rollte dem Kaiser zu Füßen. Napoleon bückte sich, hob sie mit zwei spitzen Fingern an ihrem schmutzigen Kleid auf, schüttelte den Kopf und ordnete an, noch zwei Ellen Stoff dazuzugeben. Während er ihr die Puppe zurückgab, fragte er den Rheinländer etwas.

»Seine Majestät will wissen, ob du mit einem Kind unterwegs bist.«

»Mit einem Kind?« Juliane verstand die Frage nicht, dachte aber sofort an Jakob.

»Weil du eine Puppe dabei hast. Seine Majestät findet, dass nicht nur die Puppe, sondern auch deine Tochter ein neues Kleid verdient.«

Und damit stellte der Offizier den ganzen Stoffballen vor sie hin. Juliane vergaß zu atmen. Der Mann, der daran schuld war, dass Tausende Soldaten vor den Toren der Stadt verwesten, der Mann, der ohne Rücksicht auf Verluste der ganzen Welt seinen Willen aufzwang, der Mann, den sie sich immer mit zwei Hörnern auf der Stirn vorgestellt hatte – dieser Mann schenkte ihr, Juliane Assenheimer, Blümchenstoff für ein Kleid. Als sie endlich wieder Luft holen konnte, war der Kaiser mit seinen Offizieren bereits im Haus verschwunden.

Ein Soldat bot sich an, ihr die Stoffrolle zu tragen, aber sie schüttelte den Kopf. Sie würde lieber verdursten, als von diesem Ungeheuer einen Schluck Wasser annehmen, lieber sterben, als von ihm gerettet werden, lieber in Lumpen herumlaufen ... Sie warf einen Blick auf die Stoffrolle.

Natürlich würde es Napoleon nie zu Ohren kommen, dass sie sein großzügiges Geschenk stolz von sich gewiesen hatte. Dafür würden die Soldaten schon sorgen. Die würden den Stoff selbst nehmen, und dann könnte sie ihn auf dem Markt zu einem übersteuerten Preis erstehen. Das wäre schön dumm.

»Assenheimerin!«, hörte sie hinter sich. »Was machst du denn vor der Höhle des Löwen?« Gerter trat näher und blickte auf die Stoffrolle. »Aha, Stoff erobern! Bonjour!«, rief er zu den französischen Soldaten hinüber, die augenblicklich aufgeregt auf ihn einzureden begannen. Juliane konnte sich schon denken, was sie ihm erzählten.

Gerter wandte sich ihr wieder zu. Ein belustigtes Lächeln spielte um seine Lippen.

»Ich höre, du hast einen einflussreichen Freund gefunden. Und jetzt darf ich dir wohl die Gabe Seiner Kaiserlichen Hoheit zum Wagen schleppen?«

Ihr kam der Gedanke, dass Gerter als Offizier sicher Zutritt zu dem Gebäude erhalten würde. »Nein!«, rief sie. »Ich möchte, dass du da reingehst, den Offizieren sagst, dass dieser Napoleon in seinem Stoff ersticken soll ... dass eine ehrliche württembergische Marketenderin von einem Verbrecher nichts geschenkt ...«

»Ruhig!« Gerter zog sie beiseite. »Es gibt immer Leute, die Deutsch verstehen.«

»Das ist mir egal. Ich möchte den Stoff nicht haben!«

»Natürlich möchtest du ihn haben. Du willst dir daraus ein wunderschönes Kleid machen.«

Sein Blick glitt über ihr mehrfach geflicktes, ausgebleichtes, einstmals dunkelblaues Kleid und blieb an einem Riss im Ärmel hängen, den sie selbst noch nicht entdeckt hatte. Hastig legte sie eine Hand darüber.

»Das ganze Regiment wird dein Zelt stürmen, um sich endlich mal wieder an einem schönen Anblick zu weiden. Warum willst du uns diese Freude nehmen?«

»Ach, lass mich in Ruhe!«

Sie wandte sich ab und stapfte davon. Gerter schulterte den Stoffballen und folgte ihr.

Noch nie hatte Matthäus Juliane am helllichten Tag um ihren kostbaren Brantwein gebeten. Aber als der Trupp der Rekonvaleszenten zwei Tage später bei Lioszna endlich wieder die württembergische Division einholte, saß er mittags kreidebleich bei ihr im Zelt und stürzte den Inhalt eines Glases in einem Zug hinunter. Sie setzte sich zu ihm und wartete.

»Es ist unglaublich«, flüsterte er schließlich. »Ich habe schon eine Menge erlebt, aber das ist bisher das Schlimmste. Noch ein Glas, bitte.«

Er begann Namen aufzuzählen, Namen, die Juliane kannte, weil sie in ihrem Kreditbüchlein standen, weil zu ihnen Gesichter gehörten, die sie angelacht hatten. Sie begriff, dass diese Männer alle tot waren.

»Mehr als die Hälfte aller Regimenter ist tot oder liegt in den Spitälern«, sagte Matthäus schließlich. »Die, die noch nicht verhungert oder vor Erschöpfung tot umgefallen sind, sehen aus wie Gespenster. In unserer Kompanie sind nur noch fünfzig Mann dienstfähig, und auch die würde man in Friedenszeiten nicht mit ins Manöver lassen. Bei den französischen Regimentern sieht es genauso aus. Und weißt du, was Marschall Ney dazu sagt? Der Krieg werde mehr als je mit den Füßen gemacht! Liebstes Julchen, ich weiß nicht mehr weiter.«

Juliane verscheuchte das Gesicht der alten Selma, das plötzlich vor ihrem geistigen Auge auftauchte. Warum habe ich Napoleon nicht einfach erschossen, fragte sie sich grimmig. Ich hätte es tun können, er stand direkt vor mir, und ich hatte eine geladene Pistole in der Rocktasche! Dann wäre alles vorbei gewesen, Russland russisch geblieben, und wir hätten nach Hause zurückkehren können.

Johannes Gerter hatte sich gleich nach dem Eintreffen in Lioszna darum bemüht, Eli Abramow den Lohn für seine Hilfe zu beschaffen. Ohne

Schwierigkeiten wurden ihm tausend Rubel bewilligt. Sofort forderte er den Zahlmeister auf, das vereinbarte Honorar an den Juden auszuzahlen.

»Dafür dürfen Sie mich heute Abend bei Frau Assenheimer zum Wein einladen«, sagte er zu Eli, als er ihn zum Zahlmeister schickte. Aber Johannes Gerter sah Eli Abramow nicht wieder.

»Was willst du?«, fragte Juliane, als sich Johannes am Abend in ihrem Zelt darüber wunderte, dass der Dolmetscher nicht auftauchte. »Er ist halt ein Jud, und denen geht's nur ums Geld ...«

»... dir etwa nicht?«, fuhr Johannes sie an. Er konnte sich nicht vorstellen, dass er sich in Eli so geirrt haben sollte.

Das hatte er auch nicht, aber woher sollte er wissen, dass der Zahlmeister Eli mit der Bemerkung, alle Juden seien Betrüger, nur ein paar hundert Rubel ausgehändigt und ihn mit der Peitsche aus dem Lager gejagt hatte?

Die Württemberger Division bestand nur noch aus fünftausend kampftauglichen Männern, als das 3. Armeekorps am 12. August die Straße nach Smolensk einschlug und zwei Tage später den Fluss Dnjepr erreichte. Juliane erinnerte sich an den überwältigenden Eindruck, den die Große Armee vor dem Überschreiten des Niemen auf sie gemacht hatte. Welch ein Unterschied! Hier setzte eine abgerissene, armselig aussehende Truppe auf mehreren Schiffsbrücken über den Fluss.

Mit hohlen, sonnenverbrannten Gesichtern, in denen sich Spuren der Strapazen eingegraben hatten, marschierten die Massen stumm und düster über die zertretenen Getreidefelder. Weil die Soldaten nachts meist ohne Stroh und jeder Witterung preisgegeben auf bloßer Erde lagerten, hatten die Uniformen die Farbe des Bodens angenommen, glichen zum Teil dem graugrünen Tuch des Feindes und waren an den Aufschlägen kaum noch erkennbar.

Dass diese ausgelaugte Truppe trotzdem noch am selben Mittag das erste größere Gefecht mit den Russen bei Krasnoë für sich entscheiden konnte, war wie ein Wunder und wohl nur der zahlenmäßigen Übermacht der Großen Armee zu danken. Aber das Gefecht half dem Gegner, Zeit zu gewinnen. Er bezog in und bei der großen Stadt Smolensk Stel-

lungen, von denen aus der heranmarschierenden Armee Napoleons die Stirn geboten werden sollte.

Als die Türme auf der Stadtmauer von Smolensk und die russischen Streitkräfte auf den Höhen gegenüber der Stadt sichtbar wurden, verließ Felix Gerters Seite und ritt zurück zum Wagen der Marketenderin.

»Der Herr Oberleutnant bittet Sie, hier haltzumachen«, forderte er sie auf. »Sie sollen sich Ihr Kleid nähern und warten, bis Smolensk erobert worden ist.«

»Aber wenn uns die Russen angreifen?«, fragte Juliane unruhig.

»Das werden sie nicht tun. Sie befinden sich in der Stadt und hinter ihr. Sie warten darauf, dass wir diese stürmen. Reine Verteidigungstaktik, sagt der Herr Oberleutnant. Der Kaiser hat gerade die Stellungen angeordnet«, antwortete Felix. Kanonendonner verschluckte seine Worte.

»Was?«, rief Juliane, die zugleich entsetzt und fasziniert wie vom Rang eines Amphitheaters aus nach Smolensk hinüberblickte. In langen Reihen rückten die Truppen der Großen Armee langsam auf die Stadt zu.

»Die Württemberger bilden den äußeren linken Flügel des Heeres und haben den Auftrag, erst die Vorstadt auf dieser Seite des Flusses und dann die auf der anderen im Sturm zu nehmen!«, brüllte Felix. Er zog ein längliches Gerät aus seiner Tasche und reichte es ihr.

»Mit schönem Gruß vom Herrn Oberleutnant. Wenn Sie mit Ihrem neuen Kleid in Smolensk einfahren, sollen Sie es ihm zurückgeben.«

Es war Gerters Fernrohr. Juliane setzte es sofort ans Auge und suchte die Gegend ab, in der Felix die Württemberger vermutete.

»Auf jeden Fall hierbleiben!«, forderte Felix sie noch auf, bevor er davonritt.

Juliane begriff, dass es gar nicht so einfach war, ein Fernrohr zu handhaben. Entweder sah sie nur den Himmel oder die Grashalme vor sich oder ein unscharfes Gewusel von Uniformen. Ich brauche einen ruhigen Punkt, dachte sie, und fand ihn mit bloßem Auge hinter den vorwärts stürmenden Württembergern. Sie peilte den Punkt an, stellte das Rohr ein und ließ es im selben Moment fallen. Das durfte nicht wahr sein!

»Jakob!«, rief sie in panischer Angst, wandte sich um und hob die Flappe von der Plane des Wagens. Der Junge saß nicht mehr auf den

Hafersäcken. Er musste sich davongeschlichen haben, als sie mit Felix sprach. Wie war er so schnell zu den Württembergern gekommen? Mit zitternden Fingern hob sie wieder das Fernrohr ans Auge. Sie sah, dass Jakob gerade einem offensichtlich niedergestreckten Trommler sein Instrument abnahm, es sich selber vorband und losrannte.

\* \* \*

Die Sonne war gerade aufgegangen, als die drei am nächsten Morgen aus der Hütte traten. In ihren Manteltaschen steckten die Reste des Kalbfleischs, und sie hielten sich an den Händen, als sie den Hügel hinunter auf die Brücken zuliefen. Das Gedränge schien noch wilder geworden zu sein als am Tag zuvor. Vor den Augen der drei Gefährten brach mit einem Mal die stärkere Brücke ein. Menschen, Wagen und Pferde versanken in den Fluten.

Die Fuhrwerke am Ufer wendeten und steuerten die andere Brücke an, die zum Übergang der Fußgänger bestimmt war. Menschen und Wagen drängten sich auf dem engen Pfad, Räder brachen und verstopften den Weg. Wütend stürzten sich die Nachfolgenden auf die Verunglückten, rissen sie ohne Erbarmen zur Seite und wurden beim Versuch, die Trümmer aus dem Weg zu räumen, selbst von anderen Fahrzeugen überrollt. Pferde und Menschen stürzten übereinander, fürchterliches Geschrei erscholl. Selbst berittenen Gendarmen gelang es nicht, Ordnung zu schaffen.

Entsetzt sah Juliane, wie Menschen von Rädern zerquetscht und von Pferden zertreten wurden, immer mehr Frauen und Kinder in die Fluten stürzten und der Zug auf der Brücke nicht voranzukommen schien. Sie blickte zu ihren beiden Begleitern, aus deren Gesichtern jegliche Farbe gewichen war.

»Warten wir bis zum Nachmittag!«, hörte sie Johannes brüllen. »Schaut da, die Pioniere richten die andere Brücke wieder her, vielleicht haben wir Glück und können später da übergehen.«

Als die Brücke nach einigen Stunden wiederhergestellt worden war, zogen die drei, sich immer noch an den Händen haltend, in ihre Nähe, machten aber wieder kehrt, als ihnen klar wurde, dass in dem Gedränge immer noch die größte Gefahr bestand, erdrückt oder totgetreten zu werden.

Aber Kanonendonner und Gewehrsalven hinter ihnen rückten immer näher. Das Armeekorps, das ihnen Rückendeckung geben sollte, war zurückgewichen. Sie würden den Russen in die Hände fallen, wenn sie nicht schleunigst das andere Ufer erreichten, wo sich die dort gelandeten Truppen bereits mit den Russen Gefechte lieferten.

Juliane wandte sich um, sah einen unübersehbaren Tross von französischen Soldaten die Anhöhen hinunterlaufen und schrie: »Wir müssen es jetzt versuchen, die wollen auch noch rüber.«

Zertretene Leichname und gefallene Pferde, die sich in ihren letzten Zuckungen über noch lebende, gestürzte Menschen wälzten, bildeten ein beinahe unübersteigbares Bollwerk am Brückenzugang. Weinend und fluchend irrten Kinder, Frauen und Männer umher, ihre Gesichter von Schrecken und Verzweiflung gezeichnet.

Ganz in Julianes Nähe schlug eine Granate ein, die eine blutende Masse hinterließ. Als sich der Rauch verzogen hatte, sah Juliane, dass der Frau neben ihr die Füße zerschmettert waren.

Die gestürzte Frau zog ihr vielleicht dreijähriges Kind auf den Schoß, nahm ihr Strumpfband ab und erwürgte es damit, bevor sie beide von den Hufen eines Pferdes zertreten wurden. Gewaltsam drängte Juliane mit den Männern nach vorn. Inzwischen konnte sie Johannes nicht mehr an der Hand halten, sie klammerte sich an seinen Mantelkragen und spürte Matthäus dicht hinter sich. Sie stiegen über zuckende Körper von Menschen und Pferden, berührten den Boden nicht mehr, sondern wurden von der Masse, die nach der Brücke strebte, getragen und geschoben. Endlich erreichten sie die schwankende, geländerlose Brücke.

Juliane sah und fühlte nichts mehr, außer Gerters Mantelkragen, in den sie sich festgekrallt hatte. Jemand zog an ihrem Umhang, sie schüttelte ihn mit aller Kraft ab, hörte einen Schrei und ließ Johannes los, als sie erkannte, dass sie Matthäus ins Wasser gestoßen hatte. Verzweifelt bückte sie sich, versuchte ihm die Hand zu reichen, wurde aber sofort selbst in



den eiskalten Fluss gedrückt. Mit den Füßen berührte sie den schlammigen Untergrund, sah Matthäus gegen die Strömung ankämpfen und auf das Ufer deuten, von dem sie gekommen waren. Sie verstand: Lieber von den Russen gefangen genommen werden als im Fluss sterben.

Eine Kanonenkugel traf die Brücke, Menschen, Gerät und Holzbrocken stürzten ins Wasser, sie sah, wie Matthäus, von einem Balken getroffen, versank, und kämpfte sich zu der Stelle durch, wo er untergegangen war. Es gelang ihr, seinen Körper zu packen, und so schleppte sie ihn mit sich ans Ufer. Weit von der Brücke entfernt, stieg sie zitternd aus dem Wasser, Matthäus hinter sich herziehend.

Sie setzte sich ans Ufer, bettete den Kopf ihres Mannes in ihren Schoß und küsste ihn auf die Lippen. Seine Augen öffneten sich halb, aber sie sah das Leben langsam aus ihnen entweichen.

»Matthäus«, sagte sie eilig und legte seine rechte Hand auf ihren Bauch, »du wirst Vater.« Ein schwaches Lächeln erhellte sein Gesicht, und sie sah seine Lippen Worte formen. Sie beugte ihr Ohr zu seinem Mund und hörte: »Julischka ... er soll Jakob heißen.«

Als sie wenig später von zwei Russen hart am Arm gepackt wurde, war Matthäus tot.